№ 9 Neue Gartenlaube. 1899

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die beiden Kollegen.

Roman
aus den vierziger Jahren
von
Hermann Heinrich. [9]

(Fortsetzung.)

„Das wäre also geglückt," sagte Gustav, „die Ruhe wird das übrige thun. Nach einigen Tagen können Sie Ihre Reise fortsetzen."

In diesem Augenblick ging die Thür des Nebenzimmers auf und der König trat hastig auf den Kranken zu.

„Wie ist's?"

„Gut," antwortete der Geheimrat.

„Keine Gefahr?"

„Dank diesem, nein!" Er winkte mit den Augen zu Gustav hinüber, der bescheiden zurückgetreten war.

Der König wendete sich um. „Sieh, sieh!" rief er überrascht, „ist das nicht unser spurlos verschwundener Friedrich II?"

Gustav verneigte sich.

„Was ist's mit dem Unfall?" fragte der König.

„Es war eine Verrenkung des rechten Oberarmes," antwortete Gustav. „Sie ist glücklich beseitigt. Ich habe als Arzt nur noch dafür zu sorgen, daß dem Kranken die nötige Ruhe zur Erholung bleibt."

Des Königs Antlitz heiterte sich zusehends auf.

„Wie lange wird es dauern?" fragte er.

„Vier bis sechs Tage."

Der König wendete sich wieder zu dem Kranken.

„So werden wir uns also auf einige Tage trennen müssen, mein lieber Herr Geheimrat," sagte er. „Indessen wir haben alle Ursache, der Vorsehung zu danken; wir treffen in D. wieder zusammen." Dann wendete er sich zu Gustav und sah ihm eine Weile mit ernster Miene ins Gesicht. Endlich sagte er:

„Ich will gern die Enttäuschung, die mir der Jüngling bereitet hat, über den großen Dienst vergessen, den ich dem Arzt zu verdanken habe. Mögen Sie noch lange in



Konrad Ferdinand Meyer †.

Segen wirken, Herr Doktor!" Darauf ging er in sein Zimmer zurück.

Nachdem die Gefahr, welche den Geheimrat bedroht hatte, beseitigt war, erschien der König wie umgewandelt. In der heitersten Laune setzte er sich mit seinem Gefolge zum Frühstück. Die Tafel zeigte das beste, was das Städtchen an Speisen und Früchten aufzuweisen hatte, und der König hatte für alles ein freundliches Wort.

Nach beendigtem Frühstück ließ er sich die Herren der Stadtverwaltung und des Komitees vom Bürgermeister vorstellen. — Dann trat er an das geöffnete Fenster und schaute grüßend hernieder auf die Menge, die bei seinem Erscheinen in begeisterten Jubel ausbrach. Die Gewerke hatten sich indessen wieder aufgestellt und gewährten einen freundlichen Anblick. Der Schützenhauptmann ließ das Gewehr präsentieren, und die Stadtkapelle stimmte die Nationalhymne an. Es war ein gewaltiger, feierlicher Augenblick.

Unter dem Volk verbreitete sich das Gerücht, daß der König zunächst die Kirche besichtigen wollte. Alles drängte sich deshalb zur Kirche. Als der König eintrat, faltete er die Hände zu einem stillen Gebet, wodurch die Umstehenden, die bei der Majestät des Königs die Majestät Gottes vollständig vergessen hatten, veranlaßt wurden, ein Gleiches zu thun.

„Wie ärmlich! wie ärmlich!" sagte der König, als er zu den weiß getünchten Wänden der Kirche hinaufsah und die schmucklosen Sitze betrachtete. Die ganze Kirche wies nicht eine Sehenswürdigkeit auf, denn das steinerne Bildnis unter einer Treppe, von dem man sich eine größere Wirkung versprochen hatte, war von der Zeit sehr mitgenommen worden, also, daß der Rittersmann, den das Bild zeigte, ohne Nase und mit geschundenem Gesicht den König anstarrte.

Ebenso gewährte das Kommandanturgebäude, das sich an den Rest einer alten Bastei anlehnte, keine Ausbeute für Altertumsforscher. Aber der liebenswürdige, treu ergebene Sinn seiner Bewohner machte dem König herzliche Freude.

„Dies ist also das Kommandanturgebäude?" fragte er lebhaft, als er eingetreten war.

„Ja, Majestät, und ich bin die Frau Kommandantin!" Mit diesen Worten stellte sich die Besitzerin des Hauses, die mit blen-

dend weißer Latzschürze und rosigen Wangen einen gar freundlichen Eindruck machte, dem König vor; dieser reichte ihr lächelnd die Hand, die sie ehrerbietig küßte.

Darauf bestieg der König den Festungsturm. Vor der großen Tanne stand er kurze Zeit und sagte: „Ein merkwürdiger Baum!"

„Die Stadtforst von Waldensee, Majestät," fügte der Bürgermeister hinzu, der den günstigen Augenblick wahrzunehmen gedachte. „Dieser Turm mit der Tanne ist das einzige Eigentum unsrer sonst blutarmen Stadt."

Der König sah lächelnd zum Bürgermeister hinüber. „Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären, Herr Bürgermeister?" fragte er in guter Laune.

Dieser war auf diese Frage nicht vorbereitet. „Wie dürfte ich die Kühnheit haben?" stotterte er und blieb stecken.

„Ueberlegen Sie es, bis ich einmal wiederkomme," fuhr der König fort. „Meine Reisebestimmungen gestatten mir keinen längern Aufenthalt."

Die übrigen Herren von der Stadtvertretung waren im stillen außer sich über die Verwirrung des Oberhauptes. Warum sagte er nicht, daß er an des Königs Stelle der Stadt sofort die waldige Umgebung mit dem fischreichen See geschenkt haben würde. So blieb nun alles beim alten, und noch bis auf den heutigen Tag ist der Turm mit der Tanne das einzige Eigentum der sonst blutarmen Stadt.

Nach kurzer Zeit standen die Wagen des Königs bis auf den einen, welcher den kranken Geheimrat weiter befördern sollte, zur Abfahrt bereit. Als der König aus der Thür des „Braunen Bären" seinem Wagen zuschritt, drängte sich plötzlich ein altes Mütterchen durch die Menge, fiel vor dem König nieder und streckte bittend die Hände empor.

„Was wollt Ihr, Mütterchen?" fragte der König.

„Ich will nach Welke gehen!" antwortete die alte Frau.

„Nach Welke? Was wollt Ihr dort?"

„Die kranke Seele laben."

Fragend sah der König den Bürgermeister an.

„Es ist die Mutter eines hiesigen Bürgers," erklärte dieser. „Sie hat seit einiger Zeit die fixe Idee, daß sie wegen ihrer Seelen Seligkeit nach Welke gehen müsse."

„So thue man ihr den Willen!" Er gab einem Herrn seiner Begleitung Befehl, und dieser händigte sofort dem Bürgermeister zwei Goldstücke ein, mit dem Bemerken, für die Erfüllung des letzten Willens der Alten Sorge zu tragen. Die alte Frau Selig erhob ein Jubelgeschrei und rief dem König tausend Segenswünsche nach.

Der König saß im Wagen und ließ seinen Blick befriedigt über die jubelnde Menge schweifen. Als er in einiger Entfernung den jungen Doktor bemerkte, ließ er ihn zu sich rufen.

„Pflegen Sie meinen Kranken weiterhin gut, Herr Doktor," sagte er leutselig. „Werde es nicht vergessen, daß ich es Ihrem tüchtigen Beistand zu danken habe, daß ich die schönen Stunden in dieser Stadt ungetrübt genießen durfte." Dann wendete er sich zu dem Bürgermeister: „Sprechen Sie der Stadt meinen Dank für die Aufnahme aus. Und nun auf Wiedersehen!"

Alle Anwesenden verneigten sich.

Unter Musik und Hurrarufen sausten die Wagen dahin.

Lange sah man ihnen nach, dann aber wendete sich die ganze Begeisterung, welche die Leutseligkeit des Fürsten erregt hatte, dem jungen Doktor zu, der mit glühenden Wangen und festgewurzelt immer noch auf seinem Fleck stand. Seiner Tüchtigkeit also hatten sie es zu danken, daß die anfänglich üble Stimmung des Königs eine so glückliche Wendung genommen hatte.

Wie damals vor dem Palais des Königs in der Hauptstadt sah sich Gustav umdrängt, aber ein andres Gefühl erfüllte heute sein Herz. Diesen Beifall, diese Beglückwünschungen, dieses Händeschütteln von allen Seiten durfte er mit freudigem Herzen annehmen. Er hatte es verdient.

Als man ihn aber mit in den Gasthof ziehen wollte, um auf sein Wohl zu trinken, wurde es ihm doch zu viel.

Seine Gedanken nahmen jetzt eine andre Richtung. Wie er sich den feurigen Drängern entriß, sah er an der Ecke, schüchtern und doch mit glückstrahlendem Gesicht seine Martha stehen. Schnell ging er auf sie zu und bot ihr den Arm. „Zur Mutter!" flüsterte er. So ging er, die Braut am Arm, durch die jauchzende Menge, und der Schützenhauptmann kommandierte: „Präsentiert's Gewehr!" und die Musik fiel rauschend ein.

Während dieses Jubels war die Post unbemerkt zum andern Thor hereingefahren. Eine große, blonde Frau war ausgestiegen und hatte nach der Wohnung des Doktor Treuenburg gefragt.

Auf dem Wege dahin kam ihr das Brautpaar entgegen, dem eine Menschenmenge jubelnd folgte.

„Hoch Doktor Treuenburg!" rief es von allen Seiten, und die Buben liefen voraus, schwenkten die Mützen und Fahnen und riefen: „Hoch, hoch!" Die Frau blieb hoch aufatmend stehen. Durfte sie ihren Ohren und Augen trauen? Das überstieg selbst alle Wünsche, die ein liebendes Mutterherz für den einzigen Sohn hegen darf. Gustav aber hatte sie kaum bemerkt, als er überrascht rief: „Martha, meine Mutter!" Und mit dem jubelnden Ruf: „O Mutter, Mutter!" eilte er auf sie zu und schloß sie inmitten des überraschten und staunenden Volkes in seine Arme.

Am Abend dieses Tages saßen in dem ärmlichen Stübchen Frau Leuthners fünf glückliche Menschen beisammen. Das Brautpaar und die beiden Mütter, denen sich zuletzt die alte Mutter Selig zugesellt hatte, und alle fünf machten glänzende Zukunftspläne, in denen natürlich die Hauptstadt und Welke eine große Rolle spielten.

X.

Als Doktor Richter seinen Rausch ausgeschlafen hatte und erfuhr, was inzwischen geschehen war, machte er große Augen. „So muß es kommen!" rief er. „So ist's recht! Und jetzt glücklich weiter!" Man glaubte allgemein, daß sich in diesen Worten der Aerger des Doktors über die versäumte ehrenvolle und einträgliche Arbeit Luft mache, und was hätten sie auch sonst bedeuten sollen? Es war ja stadtbekannt, daß Doktor Richter seinem jungen Kollegen nicht die Luft gönnte, und daß alle seine Maßnahmen nur darauf abzielten, diesen zu schädigen. Aber er blieb, seinem Charakter entgegen, ruhig und gefaßt, und da es Abend war, ging er nach Hause, legte sich ins Bett und schlief weiter.

Dem schönen Tage war ein herrlicher Morgen gefolgt, am herrlichsten für Gustav und die ihm nahestehenden Frauen. Diese hatten am Abend vorher vor freudiger Erregung kaum einschlafen können.

Heute saßen sie schon früh beim Kaffee und die Ereignisse des gestrigen Tages wurden noch einmal durchsprochen. Martha berichtete als Augenzeugin, und die beiden glücklichen Mütter wollten es immer wieder und wieder hören, was der König zu Gustav gesagt hatte, und was weiter darauf geschehen war.

Frau Treuenburg war ganz besonders bewegt. Als sie gestern in diese ärmliche Stube getreten war, wollte ihr fast der Mut sinken. Sie konnte es nicht verstehen und begreifen, daß ihr Sohn in eine solche Armut hineinheiraten sollte. Heute dachte sie anders darüber, denn im Umgang mit den Frauen hatte sie bald erkannt, daß sich Gustav, getragen von dieser Liebe, gestützt von diesem Fleiß, gewiß wohl fühlen werde, wenn er nur sein bescheidenes Auskommen hätte. Und darin schien ja nach den gestrigen Vorfällen kein Zweifel. Auch konnte sie sich der Rührung nicht erwehren, als sie hörte, in welcher Not sich Frau Leuthner in ihrer Krankheit befunden und wie sie Gustav liebevoll unterstützt hatte. „Ja," sagte sie nicht ohne Stolz, „so und nicht anders mußte er handeln. Er hätte sonst nicht mein Sohn sein müssen."

Ihre Unterhaltung wurde von dem Nachbar, dem Schneider Selig unterbrochen. Derselbe machte ein sehr betrübtes Gesicht, faltete die Hände über der Brust und sagte:

„Nun ist sie nach Welke gegangen."

„So schnell und so früh?" fragte Frau Leuthner. „Ich hätte sie doch gern vorher noch einmal gesprochen."

„Nach dem himmlischen Welke" sagte der Schneider. „Sie ist tot!"

„Tot!" wiederholten die Frauen aufspringend.

„Er hat alles wohlgemacht! Sie ist in der Heimat, wo kein Leid und kein Schmerz mehr sein wird, denn das alte ist vergangen. Sein Name sei gelobt! Amen!"

Der Schneider wußte sich mit so viel Sprüchen und Redensarten zu trösten, daß den guten Nachbarn kein Trostwort mehr übrig blieb. „Wir wollen sie sehen," sagte Frau Leuthner.

Jetzt trat Gustav herein; auf seinem ganzen Gesicht lag noch der Glanz der ihm gewordenen Freude, und voll glücklichen Uebermuts begrüßte er die Frauen. Aber als er von dem plötzlichen Tod der Frau Selig hörte, wurde er ernst und wehmütig gestimmt. So nahe also liegen im Menschenleben das höchste Glück und der höchste Schmerz, eine eindringliche Mahnung für ihn, von der freudigen Erregung sich nicht zu sehr hinreißen zu lassen. Sie gingen alle vier zur Toten hinüber.

Da lag die alte Frau kalt und regungslos aber mit einem so glücklichen Ausdruck auf dem runzlichen Gesicht, daß die Umstehenden selbst ein Gefühl des Friedens überkam. Hier war nichts von dem schmerzlichen Todeskampf zu sehen, der so oft auf dem Gesicht des Toten seine abschreckenden Spuren hinterläßt. Sanft und ruhig war sie hingegangen, der zeitige Schlaf hatte sich ihr milde zum ewigen verwandelt. Gustav stellte fest, daß der Tod durch einen Schlaganfall eingetreten war. Der gebrechliche Körper hatte die Freude der Erfüllung des sehnlichsten Wunsches nicht zu ertragen vermocht. Nachdem die Frauen ein stilles Vaterunser gebetet hatten, gingen sie in ihre Wohnung zurück.

Den größten Teil der nächsten Tage brachte Gustav bei seinem Patienten, dem Geheimrat Dr. Schreiner zu, der in seiner Genesung die besten Fortschritte machte. Je wohler und kräftiger er sich fühlte, um so ungetrübter that sich das Wohlwollen seines Herzens kund. Er hatte die Gesellschaft des jungen Arztes außerordentlich gern, und die Freundlichkeit, die er ihm bewies, öffnete bald Gustavs Herz, so daß er ihm nach und nach alles anvertraute, was seine Brust bewegte. Auch die wissenschaftliche Arbeit, die er in den Tagen seiner unfreiwilligen Muße angefertigt hatte, legte er ihm vor. Der Geheimrat sagte ihm zwar nicht sofort darüber seine Meinung, aber die Fragen, die er mit Gustav in der Folge erörterte, bewiesen, daß er sie mit großer Aufmerksamkeit gelesen hatte. Auch gab er ihm die Bogen nicht wieder zurück, sondern bat, daß Gustav sie ihm noch auf einige Zeit lassen möchte. Als er so weit hergestellt war, daß er wieder im Zimmer umhergehen konnte, empfing er auch den Besuch des Doktors Richter, mit dem er sehr lange und sehr lebhaft unterhandelte. Ueber den Gegenstand der Unterhandlung drang zwar nichts in die Oeffentlichkeit, aber der Bärenwirt erzählte, daß der Doktor mit einem sehr befriedigten, schlauen Lächeln den Geheimrat verlassen habe, woraus dann jeder kluge Kopf den Schluß zog, daß es ihm gelungen sein müsse, die Verdienste seines Kollegen herabzusetzen und sich selbst in ein gutes Licht zu stellen.

Dessen ungeachtet aber verkehrte der Geheimrat nach wie vor mit Gustav in der herzlichsten Weise. Und als er sich endlich, vollständig genesen, zur Abreise anschickte, übergab er ihm ein versiegeltes Couvert und zwar, wie er betonte, im Auftrage des Königs. Als es Gustav im Beisein der Frauen öffnete, fand er darin hundert Thaler in Kassenscheinen. Das war mehr, als er in seinem bescheidenen Sinn erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Unterkunftshaus, Wendelstein und Kapelle.

Zu den anziehendsten Bergpartieen, welche die deutschen Gebirge in so reichem Maße bieten, gehören die des bairischen Wendelsteins. Der Reisende löst in München sich ein Billet nach Schliersee, um von dort dem obigen Ziel zu Fuß entgegen zu pilgern. Auf nicht allzusteilen Pfaden erreicht man den Aufstieg zum Wendelstein-Haus und der Kapelle, welche obiges Bild veranschaulicht. Dem Reisenden ist zu empfehlen, frühzeitig nach einer Unterkunft für die Nacht sich umzusehen, da im Hochsommer die Zahl der Touristen eine außerordentliche ist und die Schlafräume in keinem Verhältnis zu derselben stehen. Dafür wird die Beobachtung eines Sonnenaufgangs in der Frühe dem Reisenden einen köstlichen Ersatz bieten.

Der Jagdleopard.

Der Leopard hat sich trotz seiner Wildheit der allgemeinen Herrschaft des Menschen unterwerfen müssen, und trägt, wie der Falke und der Hund, im Orient zur Erhöhung der Jagdfreuden bei. Die schnellfüßige Antilope kann von dem Windhunde nicht eingeholt werden, unterliegt aber häufig den wunderbaren Sprüngen und der Gewandtheit des Leoparden. Bei einer solchen Jagd wird der Leopard mit verbundenen Augen auf einen von Ochsen gezogenen offenen Karren gebracht. Neben ihm befindet sich sein Wärter, der ihn an einer Fessel hält. Der Karren wird in eine Gegend gezogen, wo sich Antilopen befinden, die an den Anblick solcher Fuhrwerke gewöhnt, dieselben ziemlich nahe kommen lassen, ohne zu erschrecken. In der gehörigen Entfernung von der Herde wird dann dem Leoparden die Kappe abgenommen, und sobald er das Wild erblickt, schleicht er von dem Wagen herunter, kriecht vorsichtig näher und kommt so den Antilopen bisweilen bis auf etwa hundert Ellen nahe. In dieser Entfernung hält er meist einige Augenblicke an, um sein Opfer auszusuchen, das stets das beste in der Herde ist, dann stürzt er mit einigen ungeheuren Sprüngen fort, die ihn blitzschnell zu seiner Beute bringen. Ein Schlag mit der Tatze wirft das Tier nieder und in demselben Augenblick packt er es mit den Zähnen an der Kehle, um ihm das Blut auszusaugen. Dann eilt der Wärter hinzu, schneidet mit seinem Messer den Hals des Tieres auf und füllt mit dem Blut eine hölzerne Schüssel, die dem Leoparden vorgesetzt wird, dem man unterdes die Kappe und die Fesseln wieder anlegt und der meist eine Keule von der Antilope erhält. Mißlingt es ihm, mit den ersten Sätzen die Beute zu erreichen, so giebt er die Verfolgung sogleich ganz auf, legt sich nieder und wird so widerspenstig und mürrisch, daß der Wärter ihn nur mit Gefahr wieder auf den Karren bringen kann.

Für Küche und Haus.

Schlesische Buttermilchsuppe. Man setzt Buttermilch mit etwas Citronenschale zum kochen hin, stößt diese, giebt gut gewaschene kleine Rosinen hinein und bindet diese Suppe mit etwas süßer Sahne, worin einige Gelbeier zerquirlt sind, doch diese können auch gut fortbleiben.

Salat von eingelegten Gurken. Eine Viertelstunde, zehn Personen. Eingelegte Salz- und Pfeffergurken geben, geschält und in feine Scheiben geschnitten, mit Oel, gestoßenem Pfeffer, wenn erforderlich noch mit etwas Essig angerührt, einen sehr guten Salat, der namentlich zum Rindfleisch schmeckt.



Konrad Ferdinand Meyer. Eine der vornehmsten Erscheinungen unter den Dichtern der letzten fünfundzwanzig Jahre, gleich groß, in seinem geistigen Schaffen, wie in der Formvollendung, ist der Mann, dessen Bild unsrer heutigen Nummer voransteht. Als Sohn des Regierungsrats Ferdinand Meyer, wurde er am 12. Oktober 1825 zu Zürich geboren. Seine günstigen finanziellen Verhältnisse erlaubten ihm, vielfache Reisen zu machen und damit Eindrücke für sein späteres, fruchtbares Wirken zu gewinnen. „Der große Krieg zwischen Frankreich und Deutschland,“ wie er selbst erklärt, kehrte sein deutsches Wesen und Empfinden in ungeahnter Weise heraus und veranlaßte sein herrliches Gedicht: „Huttens letzte Tage.“ Die begeisterte Aufnahme, welche von da ab seine weitren Werke fanden, beflügelten seine Schaffenskraft und bald wurde er ein Liebling der deutschen Nation. Nur zu früh und zwar am 28. November vorigen Jahres erfolgte sein Hinscheiden.

Am Himmelsthor.

Mir träumt, ich komm' ans Himmelsthor
Und finde Dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest Dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich fragt': „Was badest Du Dich hier
Mit thränennassen Wangen?“
Du sprachst: Weil ich im Staub mit Dir,
So tief im Staub gegangen.“

Konrad Ferdinand Meyer.

Ernst und Scherz.

Wie entdeckt man einen Dieb? Will man einen Dieb ermitteln, so muß man, wie die Volksüberlieferung im Fürstentum Waldeck vorschreibt, eine Erbschere mit den beiden spitzen Enden fest in ein Erbsieb oder eine Erbbibel (Gesangbuch) stoßen, mit dem Zeigefinger unter den einen Griff der Schere fassen, so daß diese mit dem Sieb auf den beiden Fingern ruht und das Sieb ungehindert sich umdrehen kann. Dann spreche man dreimal: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Man nenne dabei die Namen der Personen, auf denen der Verdacht des Diebstahls ruht; sobald dann der Name des wirklichen Diebes kommt, wird das Sieb sich umdrehen. Das Sieb war schon bei den alten Griechen bekannt und gehört es zu dem üblichen Aberglauben des Mittelalters; alle Schriftsteller, welche über Wahrsagekunst geschrieben haben erwähnen es. Auch im 16. und 17. Jahrhundert war es sehr gebräuchlich. Noch jetzt kommt es nicht bloß im Waldeckschen, sondern auch im Ditmarschen, Ostpreußen, Hessen, Schwaben vor. Wer einen Diebsspiegel zu graben versteht, vermag darin zu sehen, was seine Frau vornimmt, wo sie auch sei, ebenso andre Menschen. Der Diebsspiegel zeigt auch nicht nur was früher geschehen und später noch geschehen werde, an, sondern auch den Dieb eines Gegenstandes. Angefertigt wird er, indem man nachts 12 Uhr einen Spiegel unter einem Galgen im Schelmengrab dem Schelm auf das Gesicht legt und drei Tage lang liegen läßt, alsdann wiederholt. Auch auf das Gesicht einer Kindbetterin den Spiegel zu legen, soll nach dem Wahn der Abergläubischen zum Zweck führen.

Unsre Dienstboten. Die Frau vom Hause, welche sich mehr dem gesellschaftlichen Leben als der Haushaltung widmet, tritt eines Morgens in die Küche, welche sie noch sehr in Unordnung findet. Sie sagt ärgerlich zur Köchin: „Es scheint mir, Marie, Du bist heut sehr spät aufgestanden.“ „O nein! gnädige Frau, Sie sind heute nur zu früh aufgestanden!“ erwiderte sehr richtig Marie.

Sie kann es nicht wissen.

Anna (zur heimkehrenden Schwester): „Du, Henriette, soeben hat der Vater Deinen Liebhaber zur Thür hinausgeworfen!“
Henriette: „Um Gotteswillen, welchen denn?“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Eigentümliche Erklärung. Kunde: „Wie kommt es, daß Sie mir eine Rechnung doppelt zugesendet haben?“ Lehrjunge: „Wir haben jetzt die doppelte Buchhaltung eingeführt, mein Herr!“

Erklärung des Vexierbildes
aus voriger Nummer:

Der fromme Mann hat sich nicht allzuweit von seiner einsamen Behausung entfernt. Macht man mit dem Bilde eine Wendung nach rechts, so erkennt man das Haupt des Einsiedlers, oben links, unter dem obersten Zweig. Sein übriger Körper lehnt an der Ueberschrift des Bildes.

Bei einer Abendunterhaltung am Petersburger Hofe, wo der Künstler in hoher Gunst stand, geschah es, daß der nicht sonderlich musikliebende Nikolaus, während Liszt spielte, ziemlich laut mit einer Dame sprach. Liszt hielt plötzlich inne und verließ seinen Platz am Flügel. „Warum hörten Sie auf zu spielen?“ fragte der Zar, auf ihn zugehend. „Wenn der Kaiser spricht, muß man schweigen,“ lautete die unverweilt gegebene Erwiderung. — Aehnliches wiederholte sich bei dem Fest, mit dem man im August 1845 die Weihe der Beethoven-Statue in Bonn feierte, die zu einem vollen Dritteil ein Geschenk Liszts an die deutsche Nation war. Während Liszts Spiel bei Hofe befahl die anwesende Königin Viktoria von England die Fenster im Saale zu öffnen und sodann wieder zu schließen, was mit bemerkbarem Geräusch vollzogen wurde. Liszt unterbrach seinen Vortrag, verbeugte sich und zog sich in den Park zurück, um eine Cigarre zu rauchen. „Sie ergriffen die Flucht, was hatten Sie?“ fragte den Wiedereintretenden König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. „Ich fürchtete, Ihrer Majestät der Königin Viktoria bei Erteilung ihrer Befehle mit meinem Spiel lästig zu fallen!“

Uebertrumpft. Zwei Reisende lügen sich gegenseitig mit ihren Erlebnissen an. „Ja, mein lieber Freund, Aegypten ist ein schönes Land, nur heiß, sehr heiß. Wir haben z. B., als wir die Pyramiden besuchten, ein Gericht Rühreier im Sonnenschein zubereitet.“ — Bah, das will noch nicht viel sagen, mein Lieber. In Sansibar haben wir die Eier im Mondschein gekocht!“

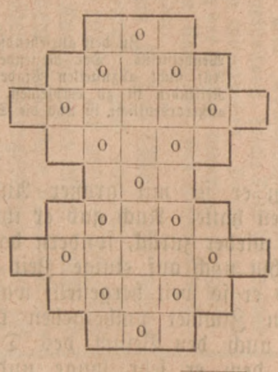
Wortspielrätsel.

Man haßt sie ob ihrer Langweiligkeit,
Doch braucht man sie wenn man näht und reiht.

Scherzrätsel.

Schnell, Herr oder Dame:
Ein Frauenname
Aus dem alten Testament,
Den wohl jeder kennt,
Läßt, raubt man ihm ein einzig Zeichen,
Sofort erreichen,
Daß sich ein betrog'ner König zeigt,
Den Shakespeare zeichnete unerreicht.

Füllrätsel von J. H.



Die leeren Felder der vorstehenden Figur sind durch Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen folgende Bezeichnungen ergeben: 1) eine Auszeichnung, 2) Altgriechischer Name, 3) höchster Teil unsrer Erde, 4) griechischer Hafen, 5) ein Abschluß, 6) eine von Dichtern besungene mystische Blume, 7) griechischer Mienendichter, 8) eine biblische Sündenstadt, 9) musikalischer Laut.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der viersilbigen Scharade: **Nadelkissen**; des Scherz-Buchstabenrätsels: **Fourage, Courage**; des Zahlen-Buchstabenrätsels: **Kelch', Alba, Schlau, Paris, Achse, Renntier, Caspar Hauser.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 85.